

**Fritz Eckenga**  
**Am Ende der Ahnenstange**

Fritz Eckenga verbüßt seine Wohnhaft in Dortmund. Er genießt dort die Privilegien eines vorbildlich humangen Vollzuges. Eckenga muss nicht raus, darf aber, wenn er will. Gern reist er dann in andere Gemeinden, um bei den dortigen Insassen mit seiner Vortragskunst ein klein wenig Lebensfreude zu verursachen. Von zu Hause aus dichtet er sich die Welt zusammen. Die Ergebnisse stellt er in Büchern, im Radio und auf Bühnen vor. Eckenga spielt Soloprogramme, schreibt Theaterstücke, Hörspiele und Radiokolumnen (WDR). Zahlreiche Buch- und CD-Veröffentlichungen, mehrere Preise, zuletzt Literaturpreis Ruhr, Salzburger Stier, Tegtmeier Ehrenpreis.

Weitere Informationen unter: [www.eckenga.com](http://www.eckenga.com)

Edition  
TIAMAT  
Deutsche Erstveröffentlichung  
Herausgeber:  
Klaus Bittermann  
1. Auflage: Berlin 2020  
© Verlag Klaus Bittermann  
[www.edition-tiamat.de](http://www.edition-tiamat.de)  
Covergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign  
Mit einem Bild von Nikolaus Heidelbach  
ISBN: 978-3-89320-256-0

**Fritz Eckenga**

# **Am Ende der Ahnentstange**

**Erschöpfungsgeschichten**



**Critica  
Diabolis  
273**

**Edition  
TIAMAT**



## INHALT

Danksagung von vornherein – 7
Die Würde des Mannes ist unten tastbar – 12
Du nicht mein Rudel – 22
Primadonna – 24
Haufen in Tüten – 26
Ihr, superfleißige Algorithmenprogrammierer – 28
Gesichtsentsperrung – 30
Klimahysterie – 32
Falsche Akzente – 34
Tier des Jahres – 36
Gott im Pott. Die Schöpfungsgeschichten – 38
Alles auf einmal – 45
Kilonova – 48
Genie in Scheiben – 50
Lonely Planet Germany – 52
Werterepublik Deutschland – 54
Nicht an alles gewöhnen – 56
Nix drangekommen: 70 Jahre Grundgesetz – 58
Kreativ mit Gülle – 62
Looks like shit – 64
Mautobahn – 66
Sundays for Car-Washing – 68
Nordische Kombination, Radwechsel, Rosenmontag – 70
Evento-Reisen – 73
Need Another Size, Assholes – 75
Noch früh am Tag – 77
Thanksgiving. Dead or alive – 80
Der Bulle voll Pastis – 83
Buß- und Betttag – 86

60 Jahre Radarfalle – 88
DFL-Newsticker – 90
Die Würde des Wurstfabrikanten – 91
Sepp Maier und ich – 95
Goldmädchen und Klassefrau – 97
Goal? Oui! – 100
Schlaflos in Dortmund – 102
Fußball kaputt – 105
Zwischengericht – 108
Unfassbare Qualität – 110
Gianni makes the world go around – 112
Das Momentum – 114
Passwort 1 – 116
Vermisst: Brennpunkt – 118
Machts goed – 120
Rasant! – 122
An den Besten orientieren – 125
Ausgesprochen Komische Klowitze – 128
Einwohner-Veredelung – 130
The Smell of Glyphosat – 132
Urin aller Deutschen – 134
Gørchfuck, Knøllfrøg, Köttböller – 136
Krippenbär – 139
Fünf vor oder nach? – 141
Schöne Begriffe: Mobilitätsfonds – 143
Podologie und Politik – 145
Willkürrechnung im Ballungsraum Mitte – 147
Über Tote nur Gutes – 149
Schneeweisse Haare – 151
Level 5: Ruhe bewahren! – 153
Einfache Sätze – 156
Drei bescheidene Wünsche – 158

## **Danksagung von vornherein**

Ich weiß sehr wohl, dass Danksagungen in Büchern gewöhnlich ganz hinten stehen. Das hat meistens den Grund, dass der eigentliche Buchtext zu kurz war und am Ende eine unbedruckte Seite übriggeblieben wäre. Dann ruft der Buchhersteller den Autor an und fragt: »Haste nicht noch irgendeine Kleinigkeit, die wir hinten reindrucken können?«

Nein, hatte ich diesmal nicht. Ich wollte mich nämlich ausnahmsweise mal von vornherein bedanken. Bei meinem Verleger!

Danke also, lieber Klaus Bittermann. Danke dafür, dass ich bei Dir Bücher vollschreiben darf, die Du dann nicht nur verlegst, sondern sogar heraus gibst. Das ist nicht nur ein Privileg, das ist auch gesund. Ich kann mich hier beklagen, ich kann meckern, ich darf rumnögeln. Was raus ist, ist raus. Dann hat man's mal 'ne Weile weg. Das befreit. Einerseits.

Andererseits, das will ich nicht verschweigen, andererseits macht es mir auch manchmal ein bisschen Angst. Weil, wenn's erst mal im Buch steht, dann ist es ja praktisch öffentlich. Dann kann nicht nur jeder andere, dann kann ich auch jederzeit selbst nachlesen, was ich mal gedacht

habe. Und dann denke ich manchmal, ach, du gute Güte, was hast du denn da wieder gedacht?! Ich bekomme nachträglich Angst vor meinem eigenen Gedankengang. Und jetzt können das auch alle anderen Leute lesen. Wärst du besser zum Schreiben mal nicht ins Buch, sondern zum Sprechen in die Praxis – zum Therapeuten oder zur Therapeutin gegangen. Dann wär's in geschlossenen Räumen geblieben. Aber jetzt ist es öffentlich. Und wenn du Pech hast, sprechen jetzt die anderen über dich, machen Shitstorm, beschimpfen dich. Oder noch schlimmer: Lachen dich aus. Ja, lachen Sie nicht! Die Angst davor, ausgelacht zu werden, ist in der schriftstellenden Branche eine anerkannte Berufskrankheit. Hat sogar einen Namen: Gelotophobia. Wenn die einwandfrei diagnostiziert wird, dann kann man als Autor Buchverträge auf Attest bekommen. Wirklich wahr. Soweit ist es bei mir jedoch noch nicht. Was die Auslachangst angeht, bin ich noch im einigermaßen grünen Bereich. Das heißt aber nicht, dass ich nicht Angst vor anderen Angststörungen hätte. Keine Ahnung, was da noch alles im Hintergrund lauert. Im Angstbereich herrscht ja echte Aufbruchstimmung. Ein Wachstumsmarkt mit viel Phantasie. Wenn die Angst demnächst an die Börse geht, kaufe ich sofort Aktien.

Es werden doch dauernd neue Störungen entwickelt. Früher war Deutschland mal Klassenbester: German Angst. Ein Klassiker. Eine Weltmarke. Heute? Abgehängt. Jetzt in der Pole-Position: die USA. Sahnen nicht nur die meisten Nobelpreise ab, sind auch im Paranoia-Segment weltführend. Neu im US-Angebot ist die »TAD«,

die »Trump Anxiety Disorder«. Zu Deutsch: die Trump-Angststörung. Die von der Trump AD Befallenen haben Depressionen, somatische Beschwerden, Schlafprobleme, Konzentrationsdefizite, Albträume. Das Fachblatt *Psychology Today* empfiehlt den Therapeuten, ihren Patienten klarzumachen, dass die politische Krise, in der sich die Gesellschaft seit dem Amtsantritt des US-Präsidenten befindet, sich nicht direkt auf ihr eigenes Leben auswirken müsse. Na ja, ob das hilft, wenn der Arzt mit dem Patienten das Pfeifen im Wald übt? Bei Schlaganfall hilft Heftpflaster ja auch nur bedingt.

In Großbritannien grassiert jetzt übrigens auch eine neue amtliche Angststörung: Das »Brexit Anxiety Syndrome«, »BAS«. Von dieser Angst sind Brexit-Befürworter genauso betroffen wie Remainer. Tendenz steigend.

Es ist beängstigend und, ganz nebenbei, teuer. Bestimmt käme es für das amerikanische und das britische Gesundheitssystem günstiger, wenn man nicht die Betroffenen, sondern die Auslöser der Angstkrankheiten mal gründlich behandelte. Am besten in der Geschlossenen.

Schreiben ist also grundsätzlich sehr gut für mich. So kann ich vieles loswerden, was mich bedrängt und was mir sonst vielleicht beschwerlich auf der Seele liegen bliebe. Oder im Magen. Aber vielleicht ist das ja dasselbe, denn den genauen Wohnort der Seele hat man ja, soweit ich weiß, immer noch nicht ermitteln können. Und es wäre ja immerhin möglich, zumindest kann es nicht ausgeschlossen werden, dass die Seele irgendwo im Verdauungstrakt abhängt. Oder sogar

baumelt. Es kommt doch bestimmt nicht von ungefähr, dass so viele Menschen sich wünschen, »mal die Seele baumeln (zu) lassen«. Wobei die meisten dabei wohl nicht direkt Verdauung im Sinn haben, sondern All-Inclusive-Urlaub. Schön mit dem Ferienflieger in ein schönes Wellness-Paradies düsen und da die Seele schön mit all you can eat and drink solange zum Baumeln zwingen, bis der Magenpförtner Burnout und die liebe Seele Unruhe hat. Also Sodbrennen. Oder noch schlimmer: Durchfall. Das wäre dann natürlich unschön für die Seele, falls sie es sich im Magen- oder Darmtrakt zwischen den ganzen Mikroorganismen bequem gemacht hat, denn dann würde sie ja möglicherweise zusammen mit dem anderen Schmodder rektal entsorgt.

Na ja, das wäre für die Seele wahrscheinlich gar nicht so ein Riesenproblem, denn, das wissen wir doch alle vom Kreuzworträtseln, die Seele ist unsterblich. Die macht dann Seelenwanderung und sucht sich nach der Magen-Darm-Passage einfach einen neuen Wirt. Aber der alte hat dann eben keine mehr.

Besser für den Seeleninhaber ist es deswegen, denke ich, mit der schwimmenden Müllverbrennungsanlage über die Weltmeere zu schippern, also Kreuzfahrt. Denn da ist ja der Arzt mit an Bord und kann als Akuthelfer das vorzeitige Ausscheiden der Seele verhindern. Draußen ziehen in aller Ruhe die atemberaubenden Landschaften an ihm vorbei, aber der Passagier muss selbst gar nicht da rein. Fast so wie Fernsehen zu Hause, nur mit mehr Wasser im Bild und mehr geregelten Mahlzeiten auf dem Tisch. So wird auf Kreuz-

fahrten der Seelenfrieden gewährleistet. Durch feste Abläufe. Also eigentlich ganz ähnlich wie in der Psychiatrie. Dort wird Struktur ebenfalls durch Mahlzeiten hergestellt, nur nicht so häufig wie auf der Kreuzfahrt. Da gibt es ja zwölfmal am Tag zu spachteln.

Wenn ich mich als Seele entscheiden müsste, wo ich in den Menschen einziehe, ich wählte den Verdauungstrakt. 100 Billionen Mikroben können sich nicht irren. 60 Tonnen Nahrung gehen in einem Leben durch den Menschen durch. Klar, man steckt auch als Seele nicht drin. Kann schiefgehen. Ist vielleicht auch mal wurmstichige Wurst von Wilke dabei, aber unterm Strich würde ich sagen: Grundsätzlich ist Magen-Darm ein guter Ort. Vom ökologischen Standpunkt aus betrachtet hat Auf-dem-Hintern-Sitzen-und-Texteschreiben selbstverständlich eine sehr viel bessere CO<sub>2</sub>-Bilanz als All-inclusive-Vollzug oder Kreuzundquerfahren.

Wenn man das Oberstübchen durch Wegschreiben entlastet, muss man erst gar nicht so viel runterschlucken, nicht so viel Müll in sich hineinfressen. So die Seele es sich also tatsächlich inmitten der Darmflora nett gemacht hat, kann sie dort sehr viel entspannter baumeln.

So – mir geht's jetzt jedenfalls schon wieder viel besser. Danke, lieber Klaus, danke, dass ich mal darüber schreiben durfte. Genauso wie über die ganzen anderen Sachen, die noch im Buch stehen. Und jetzt habe ich auch gar keine Angst mehr davor, dass ganz hinten eine leere Seite übrig bleibt.

*Dein Fritz*

## **Die Würde des Mannes ist unten tastbar**

Letztens habe ich Ordnung in die Sachen gebracht. Ging nicht mehr anders.

Auf ihrem Weg von den Blütenglocken des purpurroten Fingerhuts zum Honighangar hatte sich eine Hummel A 380 mit gestrichen vollen Pollenhöschen nach Manhattan verflogen. Das desorientierte und schwer beladene Großrauminsekt musste notlanden. Auf dem alle anderen Skyscraper überragenden Manuskriptstapel an der Ecke Spring St./6th Ave gelang ihr ein an die fantastischen Verrenkungen des Autobot-Anführers Optimus Prime gemahnender Touchdown mit dreifachem Überschlag. Hummelmasse und Dynamik des Aufpralls lösten eine verheerende Kettenreaktion aus. Statisches Versagen, plastische Verformung des Bauteils, Zusammenbruch erst des Gebäudes, dann des kompletten Stadtteils.

Die gute Nachricht: Es handelte sich nicht um ein Selbstmordattentat. Ein Insektensterben fand nicht statt. Die Hummel schüttelte sich schweren Pollenballast aus dem Rückenpelz, erhob sich aus einer weißen Wolke und entkam torkelnd durch das auf Kipp stehende Fenster.

Die schlechte Nachricht: Manhattan war dem Erdboden gleichgemacht.

Nun sollte ich doch mal nachreichen, dass »Manhattan« der von der mitwohnenden Ironie-Beraterin verliehene Alias-Name meines Arbeitszimmers war. Sie muss sich einen neuen ausdenken, denn ich habe, wie eingangs erwähnt, Ordnung in die Sachen gebracht. Ging ja nicht mehr anders.

Manhattan war zwar in Sekunden zerstört, aber nicht an einem Tag erbaut worden. Central Park bildete die grüne Mitte. Dabei handelte es sich um eine als Schreibtisch dienende, stäbchen-verleimte Buchenholzplatte, auf der ein sich ausschließlich von Autorenemissionen ernährender, sehr langsam wachsender Wüstenpimmel der Gattung »Echinocactus horizontalonius« seine randständige, aber dekorative Bestimmung gefunden hatte.

Im Moment seines Zusammenbruchs umfasste Manhattan knapp 80, um Central Park gruppierte, papierene Gebäudekomplexe, die sich auf einer Grundfläche von etwa 15 Quadratmetern verteilten und in gestufter Formation bis zu einer Maximalhöhe von 180 cm ausdehnten. Sämtliche Baukörper konnten über ein zwei Fuß breites, in Nord-Süd- und West-Ost-Richtung verlaufendes Wegenetz erreicht werden. Die komprimierte Blockbauweise der von seinem Schöpfer »Aas« (Ausdruckablagesystem) genannten Stapel gewährleistete über lange Jahre eine jeden Betrachter überraschende statische Stabilität. Hier und da waren zwar Auflagegewichte vonnöten, um Schwankungstendenzen zu unterbinden. Die diversen Schneekugeln, Fußballpokale und Nas-horn-Miniaturen bildeten aber nicht nur reizvolle

Gebäude-Toppings, sondern waren vor allem einfach umzuplatzieren. Ein unschätzbarer Vorteil für jeden Architekten, der bei der To-grow-by-Building-Bauweise zwangsläufig auf vorherige Tragwerksplanung verzichten muss.

Die Gründerzeit Manhattans, darauf ließen die bei den folgenden Aufräumungsarbeiten zutage geförderten und zuunterst liegenden Papierfunde schließen, liegt irgendwo zwischen spätem Thermofaxum und frühem Tintenpissarium, mithin in den frühen bis mittleren 1990er Jahren. Hier und da fanden sich, vermutlich als Fundamentplatten für die späteren Twin-, Triple- und Quadruple-Tower dienende Disketten aus dem Prä-PCerium. Abgleiche mit ergoogelten historischen Abbildungen ergaben, dass die Plastikscheibletten dem 1996 verblichenen Hersteller Atari zuzuordnen sind. Vereinzelte erkaltete Kleinkrater in den graugelben Oberflächen stützen die zeitliche Bestimmung des Baubeginns. In jenen Jahren wurde in Manhattan nämlich noch tüchtig geraucht. Selbstverständlich Zigaretten der nach dem New-York-Gründer benannten Marke Peter Stuyvesant.

Ich überlegte kurz, das eingestürzte, durcheinandergewirbelte, in ihrer chaotisch zu liegen gekommenen Haufenstruktur eine Art Environment bildende Trümmerkabinett in Harz einzugeßen. War das denn nicht bereits Kunst im Raum? Taugte dieses durch die Evolutionsteilnehmerin Hummel zufällig ausgelöste »Manhattan Down« späteren Generationen von Arbeitszimmer-Bewohnern als Sinnbild für die Überwindung der Trennlinie zwischen Kunst und Leben?

Sollte man das Ereignis eventuell sogar als Singspiel inszenieren? Die erste Skizze eines Librettos war flugs auf der Rückseite eines aus der Halde gefischten Altausdrucks notiert:

All die Arbeit, all das Kümmern  
Weh und Ach und Ach und Weh  
All die Müh und Not in Trümmern  
Tränenfluss wird schon zum See  
Manhattan Manhattan  
Stadt aus Papier  
Nicht mehr zu retten  
Nicht mehr im Hier  
Müstest ja gar nicht am Boden liegen  
Gingen die Hummeln und täten nicht fliegen

Na ja. Beziehungsweise: ritschratsch. Das in seiner substanzlosen Vordergründigkeit schnell als Prokrastinationsgekritzel entlarvte Lyrikgehupe flog als Zettelgeschnetzeltes zurück auf den Müllhaufen.

Nein! Es ergab keinen Sinn mehr, den vor mir herzuschieben. Inmitten der Einzelteile meiner aus allen Fugen gekrachten Scheinordnung kniend, galt es zuzugeben: »Wenn die Karriertreppe zum Vollblut-Messie tausend Stufen hat, stehst du bereits auf Nummer 800. Das alles hier kann weg. Es ist Müll. Es kann in die grauen Säcke. Es MUSS dich verlassen, Trümmermann!«

Das hatte ich nicht gedacht. Das hatte ich auch nicht gesagt. Gleichwohl standen die Sätze laut und deutlich im Raum. Gesprochen von der Entsorgungsberaterin, nachdem sie mir mehrere Rollen Abreißmüllbeutel XXL ins Restmanhattan

geworfen und bevor sie die Tür zwischen uns geschlossen hatte. Hinter sich.

Da hockte ich nun inmitten der Ausdrucke meiner Autoren-Vergangenheit. Warum nochmal hatte ich all das verwahrt? Vieles davon stand doch redigiert, ordentlich gesetzt und in gebundener Form jederzeit griffbereit in außerhalb Manhattans aufgestellten Bücherregalen. Fast alles hatte außerdem auf zauberhafte Weise und in mehrfacher Ausfertigung Asyl auf und in RAMs, ROMs, PROMs und diversen Wolkenkuckucksspeicherheimen erhalten. Objektiv gab es also keinerlei Begründung für die Erschaffung dieses mir über Kopf und Kragen gewachsenen Archivs. Subjektiv wohl schon: Auf die Vergangenheit zu schauen bereitete mir wohl mehr Freude, als den Blick ins Ungewisse, in die Zukunft zu richten. Mit anderen Worten: Es könnte sein, dass ich irgendwann in den vergangenen 30 Jahren alt geworden war.

Die Ahnung verfestigte sich zur Gewissheit, als ich den ersten michelinmännchenprallen Müllsack in eine halbwegs freigeräumte Ecke gehievt hatte und beherzt zur Füllung des zweiten ansetzte. Der beidhändige Griff in die Halde legte eine etwa 60 cm lange Paprolle frei, die ich bei der Erschaffung Manhattans als optisches Zierstück eingebaut hatte. Mit genügend Vorstellungskraft ausgestattete Betrachter wie ich hatten seinerzeit bestimmt keine Schwierigkeiten, sie als zwischen den Gebäudeblöcken installierte Versorgungsrohre, als Be- oder Entlüftungselement zu identifizieren. Ihre eigentliche Aufgabe aber war die Aufbewahrung einer Sammlung von

Tourneeplakaten der Jahrgänge 1995 bis 2001  
des Bühnenkünstlers Fritz Eckenga.

Der ehrliche Blick auf meine historischen, im DIN-A1-Format gedruckten Porträts ließ tatsächlich keinen Zweifel zu: Ich hatte deutlich mehr Vergangenheit als Zukunft.

Prompt stand der Entschluss fest: So dringend sie anlagen, die Aufräumarbeiten in Manhattan mussten warten. Es gab weitaus Wichtigeres zu erledigen:

Allerhöchste Zeit, eine Patientenverfügung zu verfassen!

Wie oft hatte ich das eigentlich schon vor mir hergeschoben? Zu oft. Immer, wenn wieder jemand aus Familie oder Freundeskreis für immer von mir gegangen war, hatte ich es mir fest vorgenommen: Schreibe endlich eine Patientenverfügung! Nicht, dass erschöpftes Krankenhauspersonal mal auf die arbeitszeitsparende und elendsverlängernde Idee kommt, eine Magensonde in dich einzubauen oder dir den kompletten Beatmungs-, Durchblutungs-, Ein- und Abführapparatepark an deinen auf Erlösung wartenden Balg zu flanschen. Genauso oft aber hatte ich den Vorsatz flott verdrängt und rasch etwas anderes geschrieben, ausgedruckt und Manhattan damit ein weiteres Stockwerk zugefügt.

Ich erinnerte mich allerdings vage daran, dass ich vor einiger Zeit an dem ersten Entwurf einer Verfügung geprokelt hatte. Viel war damals nicht dabei herausgekommen, was genau, war mir entfallen. Die spärlichen Notizen waren sicher Bestandteil der untergegangenen Stadt. Sollte ich etwa versuchen, sie zu bergen? Stichproben för-

derten eine erodierte Eintrittskarte für das Champions-League-Finale 1997 (BVB 09 – Juventus Turin = 3:1) im Münchener Olympiastadion, die von mottengrauem Restfell besetzte Karkasse eines Stofffeichhörnchens mit Gaffagetaptem Schwanzbruch und zwei in der Vorstrichcodezeit ineinander verschmolzene und granithart versteinerte Pritt-Stifte zutage. Die Vergeblichkeit dieser Suchversuche war offensichtlich. Statt nach weiteren Artefakten sollte ich besser in meinen Erinnerungen graben.

Anlass der Erstversuchs einer Patientenverfügung waren Vorfälle während zweier Kurzaufenthalte in einem Herner Krankenhaus gewesen. Dort wurde ich wegen einer Herzrhythmus-Lappalie behandelt, die nicht weiter der Rede wert ist. Für die zuständigen Fachkräfte ein Kinderspiel, eine mehr als gewöhnliche Standardoperation, die im Sinne der weiteren Effizienzsteigerung des Krankheitssystems in naher Zukunft sicher von Kardio-Robots oder von angelernten Pförtnern durchgeführt wird. Beide »minimalinvasiven Eingriffe« dauerten jeweils keine 30 Minuten. Winzige Plastikschläuche wurden durch einen Schnitt in der Leiste in meinen Körper eingeführt, bis zur Pumpe hochgeschoben, in der dann mittels Strom ein paar überflüssige Leitungen verödet wurden. Anschließend war und ist bis zum heutigen Tage herzrhythmisches alles wieder tacco.

Medizinisch wurde ich also vorbildlich versorgt, aber auch die begleitende Unterhaltungsabteilung ließ so gut wie keine Wünsche offen. Bevor es zur eigentlichen Behandlung kam, betrat eine

dreiköpfige Laborelektriker-Boy-Group das Labor und verkabelte mich mit diversen Computern, Monitoren, Thermomixern und weiteren Geräten mir unbekannten Nutzens. Die Mitglieder der internationalen Truppe waren bester Laune. Ein O-beiniger Restjugoslave mit 38½-Tagebart, ein Türke mit einer Knoblauchfahne von Wanne bis Eickel, einer kam aus Ghana oder so, ist ja auch egal – jedenfalls alle aus Herne. Echte Stimmungskanonen, einer komischer als der andere und sämtlich Inhaber des schwarzen Gürtels im Sprüchekloppen: »Ahhhh – da isses ja, unser Dortmunder Patient. Gut sieht er aus – noch. Ob er denn auch weiß, dass unser Anästhesist ein Schalker ist?«

Hach, was habe ich gelacht. Zweimal haben mich diese drei Komiker, wie sie es nannten, »vorbereitet«. Beide Male mit derselben Pointe. Und beide Male sagten sie anschließend wortgleich: »So – wir sind jetzt schomma soweit, geht gleich los, dauert aber noch 'n Moment. Wir gehen nomma kurz eine rauchen. Du musst da unten ja sowieso noch rasiert werden.«

So lag ich, blank wie der Schöpfer mich schuf, nur notdürftig bedeckt mit dem hinten offenen Engelhemdchen, gefesselt mit unzähligen Strippchen, auf der PVC-Hartschale. Ich sah wirklich nicht besonders vorteilhaft aus und mir ging auch ein wenig die Düse und dann –

Dann schickten sie mir selbstverständlich diese entzückende junge Frau rein. Selbstverständlich keinen Tag älter als 25 Jahre, selbstverständlich wohlriechend, selbstverständlich blond, selbstverständlich strahlend blauäugig und auch an-

sonsten jedes millionenfach durchgenudelte Arztroman-Klischee genauso aus- und übererfüllend wie ihren sehr taillierten, sehr eng anliegenden, schneeweissen Kittel: »Hallöööchen, ich bin die Schwester Nadine, bleimse mal ganz ruhig so liegen. Nee, Beine flach auf die Liege, Hemdchen mal hoch, Hemdchen ho-hoch! Keine Angst, Beine ruuunter und schön auseinander, auseinaaaaander, kann gar nix passieren, ist gaaaanz ungefährlich, ich mach' Ihnen da unten nur mal hübsch die Härchen weg.«

Das klingt vordergründig recht lustig, nicht wahr? War ja auch keine lebensbedrohende Situation. Obwohl – weiß man's denn? Kann doch immer was passieren. Vielleicht war das ja schon die berühmte Nahtoderfahrung. Vielleicht ist der Typ mit der Spritze ja wirklich ein Schalker. Und wenn, dann wäre die allerletzte Empfindung, die ich gehabt hätte, jener üble Kopfcocktail aus Ausgeliefertsein, Unmündigkeit und Scham gewesen. Dem galt es vorzubeugen. Im Vollbesitz der geistigen Kräfte. Heute. Hier. Jetzt.

Mein Blick kreiste drohnengleich noch einmal über der untergegangenen Stadt. Meine Füße fanden den trümmergesäumten Weg zum Central-Park. Die Hände griffen wie automatisiert zur auf dem schwer atmenden Kaktus liegenden Tastatur:

Die Würde des Mannes ist unten tastbar  
Patientenverfügung des Fritz Eckenga

§ 1 Im Falle einer voroperativ erforderlichen Scham- oder Gesäßhaar-Rasur verfüge ich hier-

mit, dass die Prozedur von dem O-beinigen Restjugoslawen durchgeführt wird.

§ 2 Den Kackwitz mit dem Narkosearzt aus Schalke kenne ich schon.

Der Anfang war gemacht. Schon spuckte der Drucker die erste Ausfertigung aus.

Angelockt vom Rumoren des Geräts, betrat die Nachlassberaterin den Raum, bahnte sich stampfenden Schrittes einen Pfad durch die Halde, warf einen flüchtigen Blick auf die Verfügung und einen durchdringenden auf ihren Autor.

»Aha. Er schreibt also an einer neuen Stadt. Sie braucht noch einen Namen. Was hältst du von Gotham?«